

(Nachdruck verboten.)

88]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Nach dem Essen wurde getanzt, und nun ereignete sich das Erstaunliche. Virgil, der seit Jahren nur noch schleichen konnte, führte mit einer ungefähr im gleichen Alter wie er stehenden Magd eine Redowatschka an. — Als die Musik auf sein Geheiß die Weise des längst aus der Mode gekommenen Tanzes angestimmt, hatten sich die Gesichter aller anwesenden alten Leute erheitert. Die Männer standen auf, jeder winkte der „Seinigen“, sie legten die schwieligen Hände ineinander und schwenkten sich im Tanze hinter dem Girten und seiner grauen Partnerin. Einmal wieder kamen sie in freundlicher Eintracht zusammen, die alten Paare, die vielleicht längst nichts mehr kannten als Hader oder Gleichgültigkeit. Da spielte ein verschämtes Lächeln um manchen welken Frauenmund, da blickte es unternehmend aus manchem trübten Männerauge. Bei der lieben Redowa erinnerten sie sich der Tage, in denen sie jung gewesen waren und einander sehr gut, und tanzten sie unter dem Applaus ihrer Kinder und Enkel durch bis ans Ende.

Manches hübsche Mädchen hatte Babel schon angeblinzelt und gefragt: „Was ist's mit Dir? kannst nicht tanzen?“ „Weiß nicht,“ gab er zur Antwort, „hab's noch nie probiert.“

„So probier's jetzt.“

Aber das wollte er nicht, um nichts in der Welt sich da lächerlich machen vor einer so großen Versammlung; er blieb dabei und widerstand sogar den Bitten Slavas, die durchaus wenigstens einmal mit ihm getanzt haben wollte an ihrem Ehrentage.

Dem Beispiel, das er im Entfagen gab, folgte die Binska. Sie drohte sogar, das Fest zu verlassen, als der stürmischste ihrer Freier sie zwingen wollte, mit ihm in den Reigen zu treten. Babel und sie wechselten hie und da ein Wort; von seiner Seite, wenn nicht in Freundschaft, so doch in Frieden, von der ihren in tiefem Dank dafür, daß er mehr als verziehen — daß er vergessen hatte.

So war es auch; mit der Liebe zu ihr war die Erinnerung an das Leid erloschen, das er durch sie erfahren hatte. Und wenn er vermocht, sagte er sich, diese erste Liebe, die im Kern seines Daseins gewurzelt hatte, mit ihm gewachsen und stark geworden war, zu besiegen, sollte er nicht vermögen, der zweiten, über Nacht an seinem Lebensbaum erblühten, Herr zu werden? — Ein paar schmerzliche Regungen galt es noch zu überwinden, und er war ein freier Mensch für immer, so Gott will — einsam und frei. Daß er sich in dieser Freiheit wohl fühle, dazu trug heute alles bei. Der Tag war nicht nur für Arnost und Slava, er war auch für ihn ein Ehrentag. Zum ersten Male stand Babel auf gleich und gleich mit den Besten, die er kannte, unter einem Dach. Angesehene Bauern grüßten ihn, der Förster sprach lange mit ihm in fast väterlicher Güte, der Herr Pfarrer holte seine Meinung in einer landwirtschaftlichen Frage ein, der Schmied wollte durchaus die Geschichte von der Maschine öffentlich erzählen und ließ sich nur aus Rücksicht für Binska davon abhalten. Arnost beteuerte ihm laut und begeistert seine Dankbarkeit und ewige Freundschaft.

Das Gemeindegeld bewegte sich in einer Atmosphäre von Achtung und Wohlwollen, die es einsoß durch alle Poren und um so inniger genoß, als eine leise Stimme in seinem Innern mahnte: Frau Dich dieser Stunde, sie wiederholt sich Dir vielleicht nie . . . mit der Achtung, mit dem Wohlwollen wird es aus sein, wenn die Mutter kommt . . . Und sie kann morgen kommen — wer weiß? sie kann schon da sein. Er kann sie finden, wenn er sein Haus betritt, in seiner Stube, an seinem Herd . . .

Da faßte es ihn mitten in seinem stillen, schwerkümmigen Glücke mit übermächtigem Drang: Hinweg! überlaß der Mutter Hütte und Feld, und Du wandere fort, weit, weit in die Welt, unter fremde Menschen, die nichts von Dir und nichts von Deinen Eltern wissen. Verne und werde — wenn auch später als ein anderer, mehr als die anderen.“

Diese Gedanken hafteten, begleiteten ihn heim, waren seine letzten als er einschlief, und seine ersten, als er erwachte. Am Morgen jedoch, als er seine im Herbst gepflanzten Kirschbäume besuchen ging und sah, wie die meisten von ihnen schon Blüten über Blüten angelegt hatten, und als er sein Feld abschritt, auf dem die erste von ihm gesäte Frucht grünte, da fühlte er, daß ihm das Scheiden doch schwer sein würde. Und dann, wenn seine Schwester Milada, wenn Habrecht von den Fluchtgedanken, die er hegte, wußten, was würden die wohl sagen? —

„Kleiner Mensch, bleibe in Deinem kleinen Kreise und suche still und verborgen zu wirken für das Wohl des Ganzen.“

Das war auch einer der Aussprüche des Freundes gewesen, der im Augenblick, in dem er getan wurde, von Pavels Verständnis empfangen worden war, wie das Samenkörnlein des Evangeliums vom Felsengrunde. Jetzt aber glückte seine Seele nicht mehr dem steinigen Boden, sondern einem guten Erdrreich, und das Samenkörnlein keimte und ging auf und mit ihm eine Fülle von Erwägungen . . .

Eine Stimme, die seinen Namen rief, weckte Babel plötzlich aus seinem Sinnen; auf ihn zugelaufen kam ein herrschaftlicher Stallpage, winkte von weitem und rief: „Die Frau Baronin hat einen Boten geschickt, Du sollst gleich zu ihr in die Stadt, Du sollst fahren.“

„Ich werd doch gehen können,“ erwiderte Babel, dem es vor Ueberraschung, Freude, Schrecken heiß und kalt durch die Adern lief; „warum denn fahren?“

„Daß Du früher dort bist, vermutlich; mach nur, es wird schon eingespannt.“

Gastig wechselte Babel die Kleider und rannte ins Schloß. Die Fahrgelegenheit wartete schon; ein paar kräftige Wirtschaftspferde, vor einen leichten Wagen gespannt, brachten ihn in kurzer Zeit nach der Stadt, an die Pforte des Klosters, wo ihn die Pförtnerin mit den Worten empfing:

„Ich soll Sie zu der Frau Baronin führen.“

„Ist meine Schwester bei ihr? . . . Wie geht's meiner Schwester?“ fragte Babel mit verlagendem Atem.

Die Nonne antwortete nicht, sie schritt ihm schon voran über eine Treppe, durch einen bildergeschmückten Gang, an dessen Ende, einer dunkelen Doppeltür gegenüber, ein lebensgroßer Heiland am Kreuze hing.

„Wie geht's meiner Schwester?“ wiederholte Babel.

Die Pförtnerin deutete nach dem dornengekrönten Haupte des Erlösers, sprach: „Denken Sie an seine Leiden,“ öffnete die Tür und hieß ihn eintreten. Babel gehorchte und besand sich in einem saalähnlichen, feierlichen Gemach, in dem die Frau Baronin und die Frau Oberin standen, die alte Dame auf den Arm der Freundin gestützt.

„Gott zum Gruße,“ sagte die ehrwürdige Mutter; die Baronin wollte reden, vermochte es aber nicht und brach in Tränen aus.

Auch Babel konnte nur stammeln: „Um Gottes willen, um Gottes willen, was ist's mit meiner Schwester? . . . Ist sie krank?“

„Sie ist genesen,“ sprach die Oberin. „Eingegangen zum ewigen Lichte.“

Babel starrte sie an mit einem Blicke der Qual und des Bornes, vor dem ihre schönen ruhigen Augen sich senkten.

„Was heißt das?“ schrie er auf in seiner Pein.

Da machte die kleine Greisin sich los von dem Arm ihrer starken Freundin und schwankte auf ihn zu mit ausgestreckten zitternden Händen: „Armer Babel,“ schluchzte sie, „Deine Schwester ist tot, mein liebes Kind ist mir vorangegangen, mir Alten, Mäuden.“

Die Knie verlagerten ihr, sie war im Begriff, umzusinken; Babel fing sie auf, und die alte Gutsfrau weinte an seiner Brust.

Er geleitete sie behutsam zu einem Lehnstuhl und half ihr, sich darin niederzulassen; dann, am ganzen Leibe bebend, wandte er sich zur Oberin: „Warum hat meine Schwester mir geschrieben, daß es ihr besser geht von Tag zu Tag?“

„Sie hat es geglaubt, und wir durften ihr diesen Glauben lassen, bis die Zeit kam, sie zum Empfang der heiligen Bekehrung vorzubereiten . . .“ sie hielt inne.

„Vorzubereiten,“ wiederholte Babel und drückte die Hand

Aus dem Leben des Krebses.

Von A. Schenkling.

an seine trocknen, glühenden Augen, „sie hat also gewußt, daß sie sterben muß?“

Die Oberin machte ein bejahendes Zeichen.

„Und hat sie nicht gesagt, daß sie mich sehen will, nicht gesagt: ich will meinen Bruder noch sehen? — Frau Baronin,“ rief er die Greisin mit erhobener Stimme an, „hat sie nicht gesagt: ich will meinen Bruder noch sehen?“ —

„Sie hat Dich tausend, und tausendmal grüßen und segnen lassen, aber Dich zu sehen, hat sie nicht mehr verlangt,“ lautete die Antwort, und die ehrwürdige Mutter fiel ein:

„Sie war losgelöst von allem Irdischen, sie gehörte schon dem Himmel an. . . . Sie sah ihn offen in ihrer letzten Stunde, sah Gott in seiner Herrlichkeit und hörte den jauchzenden Gesang der Engelschöre, die sie willkommen hießen im Reiche der Glückseligen.“

„Wann ist sie gestorben?“ würgte Babel hervor.

„Gestern Abend.“

Gestern Abend — während er ein Fest mitfeierte, während seine Gedanken so fern von ihr waren! Mit wildem Zweifel ergriff es ihn: Es kann nicht sein, es ist ja unmöglich — — und er rief: „Wo ist sie? . . . Führen Sie mich zu ihr.“

„Sie ist noch nicht aufgebahrt,“ versetzte die Oberin; aber Babel ließ keine Einwendung gelten, und die Gebietende, die zu herrschen Gewohnte gab nach.

Sie stiegen die Treppe zum zweiten Geschoß empor, durchschritten einen Gang, in den viele Türen mündeten. Vor der einen blieb die Oberin stehen. „Das Zimmer Marias,“ sprach sie in tiefer Ergriffenheit.

Babel stürzte vor und riß die Tür auf. . . . In der weißgetünchten, von Sonnenlicht durchfluteten Zelle mit dem vergitterten Fenster, mit den glatten Wänden stand ein schmales Bett. Eine Wachskerze in eisernem Leuchter brannte zu Häupten und eine am Fußende. Dort knieten, im Gebet versunken, zwei Nonnen. Auf dem Bette lag, mit einem Leintuch bedeckt, eine starre, hagere Leiche. Die Oberin näherte sich ihr und zog das Tuch vom Gesicht herab.

Babel prallte zurück, taumelte und schlug an den Türpfosten an, an dem er stehen blieb und sich wand wie ein Gefolterter. Endlich, endlich brachen Tränen aus seinen Augen, und er schrie: „Das ist nicht meine Milada, das ist sie nicht. Wo ist meine Milada?“

Er war nicht zu beruhigen; sein Schmerz spottete des Trostes.

Die Frau Baronin ließ ihn rufen, weinte, sprach von Milada, und er hatte nicht das Herz, ihr zu sagen, was er unaufhörlich dachte: „Würde man sie zu rechter Zeit aus dem Kloster genommen haben, sie wäre jetzt am Leben; Du hättest Dein Kind noch, und ich noch mein liches Vorbild, mein kostbares Gut.“

Auf den Wunsch der alten Frau blieb er in der Stadt bis zum Tage des Begräbnisses, irrte in den Gassen umher, durch den ungewohnten Müßiggang seinem Schmerz ohnmächtig preisgegeben.

„Milada, meine liebe Schwester,“ sprach er vor sich hin, und manchmal blieb er stehen und meinte, es müsse ihm jemand nachkommen und ihm sagen: „Kehr um, sie lebt, sie fragt nach Dir. Das kleine, zusammengezogene Totengesicht, das Du gesehen hast, war nicht Miladas Angesicht.“

Als sie in der Kapelle aufgebahrt lag im Glanz von hundert Lichtern, weißgekleidet, mit weißen Rosen bedeckt, war er nicht zu bewegen, an den Katafalk heranzutreten. — Erst als der Sarg geschlossen wurde, der die Reste seiner Milada barg, warf er sich über ihn und betete, nicht für sie, sondern zu ihr.

Bei der Beerdigung machte der Anblick des Schmerzes seiner alten Gutsfrau ihn fast unempfindlich für seinen eigenen. Ganz gebrochen stand sie neben ihm am Grabe ihres Lieblings auf dem stillen Klosterfriedhofe und ließ nach beendeter Trauerfeierlichkeit den Zug der Nonnen vorbeischießen, ohne sich ihm anzuschließen. Nach einer Weile erst sprach sie zu Babel:

„Führe Du mich jetzt zurück auf mein Zimmer, und dann gehe nach Hause und sage im Schloß, daß sie alles zu meinem Empfang vorbereiten sollen. Ordentlich — es wird ohnehin die letzte Mühe sein, die ich meinen Leuten mache. Ich glaube, daß ich nur heimkommen werde, um mich hinzulegen zum Sterben.“

(Schluß folgt.)

Der Mai bringt den Feinschmeckern eine Menge delikater Sachen: Morchel, Spargel, junge Tauben, Maiweinbowle und last not least — frische Krebse, denn die beste Fang- und Speisezeit für diese Kruster beginnt im Mai und endet im August. Sagt doch eine alte Regel:

„Die Monate ohne „r“ sind gut zum Reisen,
Zum Hochzeitmachen und zum Krebseessen.“ —

sind lenken wir unsere Schritte einmal in die Fischhandlungen, da können wir das langsam-beweglich-trabbelnde Leben vieler Gefangener im grünbraunen Panzer beobachten.

Ohne eine Beschreibung des Tieres zu geben, soll in diesen Zeilen etwas aus seinem Leben mitgeteilt werden.

Die Krebse sind, sobald sie auf den Markt kommen, durchaus keine jugendlichen Wurschen mehr, und die „großen Oberkrebse“ sind sogar recht alte Knaben. Vom zweiten Jahre an ist ihr Wachstum ein äußerst langsameres, was darin begründet ist, daß das Abwerfen des Panzers, der beim Krebs ebenso wenig mitwächst, wie bei unseren Ruben Jade und Hose, ein für das Tier äußerst schmerzhafter Prozeß zu sein scheint. Messungen von Krebsen, die der bedeutendste deutsche Krebsforscher Dr. Drösch-Schwerin vornahm, ergaben, daß der Edelkreb im sechsten Lebensjahre 12 Zentimeter lang und bis 78 Gramm schwer ist und zwei Jahre später nur um 1½ Zentimeter an Länge und etwa 25 Gramm an Gewicht zugenommen hat. Da das Gewicht unserer Tafelkrebse durchschnittlich 50—60 Gramm beträgt, sind sie also durchschnittlich 5—6 Jahre alt.

Das ist aber ein großer Sprung im Leben des Gehäuschten, und wir wollen zurückkehren zu seinem Ei. Dem einmal Gelegenheit geboten ist, im November oder Dezember Krebse zu betrachten, der wird unter ihnen manches Stück finden, das an der Unterseite ein braunrotes, traubensförmiges Gebilde trägt. Das sind Weibchen, und das Gebilde zwischen den kurzen Beinchen, die im Gegensatz zu den Gangbeinen Schwimmbeine genannt werden, sind die Eier, die das Weibchen bis zum Auskriechen der Jungen mit sich herumträgt. Trotz der rührenden Mutterliebe, werden aber doch durch allerlei Wasserbewohner von den 200—300 Eiern, die ein Weibchen absetzt, soviel vernichtet, daß im günstigsten Falle nur 60 bis 100 Krebse auskriechen. Das junge Krebslein hat sofort die Gestalt der Alten und bleibt zunächst bei der Mutter, wo es sich mit seinen Scherchen an den kurzen Härchen, die die Schwimmfüße haben, festhält. Die kleinen Krebse sind gegen die zahlreichen Gefahren, die ihnen drohen, schon bei ihrem ersten Erscheinen besonders geschützt. Die Tierchen haben einen schönen wohlgefüllten Panzer, der die ganze Außenseite bis zu den kleinen Klauen und feinsten Fühlerspitzen hin überzieht. Der Panzer ist ein Abwehrprodukt der Körperhaut, eine kutikularbildung, wie man das nennt, die aus einer hornartigen, den stärksten Gemischen Reagentien lange widerstehenden Substanz, dem Chitin, besteht. Bei den Krustern hat dieses Chitinleid, das wir übrigens bei allen Gliedertieren finden, in umfassender Weise kohlen-sauren Kalk aufgenommen. Auch bei unserem Flußkrebse ist der zum Schutz dienende Panzer aus Chitin und Kalk gebildet und letzterer besonders in den Krabben, den Scheren, in größerer Menge niedergelegt. Dieser Panzer verleiht dem Tiere ein so barock-abenteuerliches Aussehen, daß es ein tapferer, vorurteilsfreier oder wenigstens sehr hungriger Mann gewesen sein muß, der den ersten Krebs verpeiste: illi robur et aes triplex circa pectus erat! (der hatte sein Herz, verschänzt mit dreifachem Erz und eichenen Wöhlen.) Dieser feste Panzer ist natürlich in allen Fugen zarter und dünner, da sonst die freie Bewegung beeinträchtigt sein würde; es verhält sich hier fast wie bei den Ritterrüstungen, die ja auch in den Gelenken weiches Leder hatten. Aber der Körper des Krebses wächst und seine schützende Hülle nicht mit — sie muß abgestreift werden. Das ist sehr unangenehm, denn nun heißt es mit größter Vorsicht die Neuequipierung zu bewerkstelligen, sonst wird der nun schuglose arme Kerl ein saftiger, wohl-schmeckender Wiffen für zahl-reiche gierige Lauerer. Diese Häutung ist zu interessant, als daß wir sie hier übergehen dürften. Alljährlich, etwa Mitte Juli, spaltet sich der Panzer auf dem Rücken und unter großen Anstrengungen zieht der Krebs seine Glieder heraus, wobei er auch die feineren Organe, wie Augen und Fühler abstreift.

Der panzerlose Krebs, der jetzt an einer verborgenen Stelle weilt, heißt Butterkrebse. Damit die Neubildung des Panzers recht beschleunigt werde, hat sich der sonst schon recht gute Appetit des Krebses in einen wahren Heißhunger umgewandelt. Zunächst verzehrt das Tier seinen abgelegten Panzer, wie ja auch die junge Schmetterlingsraupe als erste Nahrung die Schale des verlassenen Eisches zu sich nimmt, dann verläßt er nachts sein Versteck, um nachtsahnende Fröschelein zu beschleichen oder um mit raschem Schlage seiner Schwanzstosse das behende Fischlein zu verfolgen, oder um mit ledern Griff zarte Muscheln und Schnecken aus ihrem schützenden Hause zu ziehen, kurz, er greift alle Wasserbewohner an, verschont auch keinesgleichen nicht, nimmt aber, wie die Beobachtungen eines namhaften Krebszüchters ergeben haben, nur ungern das, desto mehr vegetabilische Kost.

Neben reichlicher Nahrung tragen auch die sogenannten Krebssteine zur Neubildung des Panzers bei. Diese halb-kugelförmigen Gebilde, die aus kohl- und phosphor-saurem Kalk bestehen, finden sich im Juli, kurz

vor dem Abwerfen des Panzers in besonderen Magen säden und wurden einstmals in der Heilunde pulverisiert als absorbierendes (die Magenwände neutralisierendes) Mittel angewendet. So bestand zum Beispiel das feinerzeit berühmte Stahliche Pulver gegen Sodbrennen, Magen säure und dergleichen aus gepulverten Krebssteinen. Gegen die Echar von Krankheiten, die man früher unter dem Gesamtnamen Krebs zusammenfaßte, gab man pulverisierte Krebssteine und gestoßenen Krebspanzer mit Rosenöl strich man auf den Ausschlag der Kinder.

Der Flußkrebs ist fast über ganz Europa verbreitet. Die Gewässer des östlichen Europa werden aber von dem mindertwertigeren sogenannten Leichkrebs bewohnt, während bei uns der Edelkrebs heimatisiert ist. Leider geht der deutsche Krebsbestand den „Krebsgang“, denn von dem früheren Krebsreichtum kann keine Rede mehr sein. Raubfischerei und allerlei Krankheiten haben unter den Krustern unglaublich aufgeräumt. Eine sogenannte „Krebspest“, der diese Tiere erliegen sollen, gibt es aber nicht; die Sterblichkeit wird vielmehr durch allerlei Ursachen, namentlich durch Würmer, verursacht. Die Zahl der Inassen der ostpreussischen Seen hat infolge der Raubfischerei so abgenommen, daß der Preis der Krebse auf das dreißigfache und Bierzigfache gestiegen ist. Bemerkenswert ist, daß der Leichkrebs, auch galizischer Krebs genannt, seine Wanderung von Osten immer weiter nach Westen ausdehnt und zwar auf Kosten des Edelkrebses, den er verdrängt, wo er überhaupt noch vorkommt. Wir haben, wie schon erwähnt, mit der Invasion des Galiziers keinen guten Tausch gemacht.

Das Rotwerden des Krebses beim Sieden hat seinen Grund in dem Zerfallen der einen Grundfarbe des Chitinpanzers. Die braungraue Färbung ist entstanden aus der Vermischung eines Bläulichgrau mit einem Rot, und zwar liegt die rote Farbsicht zu unterst. Durch das kochende Wasser, auch durch Alkohol wird jene zerstört, so daß diese zum Vorschein kommt. Will man sie recht intensiv haben, so genügt es, ein oder zwei Tröpfchen Salzsäure dem Wasser beizumischen, wodurch die Kalksubstanz des Panzers zerstört wird und das auflösende Wasser tiefer in die Chitinsicht eindringen kann.

„Tausend und eine Nacht“

von Prof. F. von der Leyen*)

Es waren im Lauf der Jahrhunderte viele Erzähler, die sich an Tausendundeiner Nacht versuchten und die Geschichten haben sich immer wieder an andere Kreise gewandt. Wir entdecken unter ihnen die Spuren der alten Dichter zur Zeit Muhammeds, die von den Fehden und Schlachten der Stämme und von Heldentum und Liebe sangen. Aus der Wüste wanderte die arabische Erzählungskunst an den Hof der Omajjaden zu Damaskus. Die berühmte, feierliche und wehmütige Geschichte von der Messingstadt gehört in jene Tage. Von Damaskus verschob sich der Schwerpunkt des Reiches nach Bagdad an den Hof des Kalifen, diese Zeit findet in Tausendundeiner Nacht ihren Widerhall in den Geschichten, die auf Harun Al-Raschid übertragen wurden und seine nicht sehr bedeutende Persönlichkeit erhöhten und verklärten. Von den anderen Städten des Reiches kommt für unsere Märchenammlung vor allem Kairo mit seinen reichen, ägyptischen Ueberlieferungen in Betracht und für die Scharen, die sich in den Kaffeehäusern von Kairo und anderen Städten unterhalten möchten, sind die Erzählungen der späteren Fassungen von Tausendundeiner Nacht bestimmt.

Weil von Räubern und Helden, von Herrschern und Fürsten, von Handwerkern und Bürgern, von Kaufleuten und Sklaven in diesen Geschichten erzählt wurde, konnten sie allen Ständen des großen Reiches gefallen. Im allgemeinen läßt sich bei ihnen wie bei den Dichtungen des abendländischen Mittelalters der Uebergang von der Heldensage zur höfischen Dichtung und von dieser zur volkstümlichen Dichtung beobachten.

Die Araber waren weniger Märchenfinder als Märchen erzähler. Sie waren nicht in der Art schöpferisch wie die Inder, dafür sind sie in seltener Art märchenempfänglich, und ihre Gabe, zu beobachten und zu schildern macht sie zu unergleichen Märchen erzählern, sobald sie die Märchenstoffe besitzen. Wenn sie die Schönheit ihrer Frauen schildern und für jeden neuen Reiz einen neuen Vergleich oder einen neuen Ausdruck des Entzückens finden, bis die Schöne in ihrer strahlenden Pracht vor uns steht, so fühlen wir uns selbst wie berauscht, und es funkelt und flimmert und sprüht auch vor unseren Augen. Und wenn uns die arabischen Märchen in die Paläste ihrer Herrscher führen, so entsteht auch vor uns deren ganzer märchenhafter Glanz, wir sehen ihre schlanken, unzähligen Säulen, die Gewölbe und Nischen, in denen das Licht sich zugleich mildert und vertieft, wir sehen den tausendfältig verschlungenen Schmutz der Wände und Decken mit seinen tiefgefärbten, wie aus unbekanntem Tiefen herabdringenden, wunderbar und sanft sich abföndenden Farben. An kühlen Abenden wandern wir mit dem Dichter durch die Gärten der Kalifen, die Springbrunnen verplätschern leise und melodisch ihr Wasser, im sanften Schein des Mondes singt die Nachtigall, und der leise Wind führt von den tausend Blumen und Blüten tausendfachen Duft herüber. Die tiefe, schmelzerische, in sich verflingende

Ruhe des Orientalen schläfert auch uns ein, und, die Augen halb geöffnet, überlassen wir uns nur zu gern der süßen Träumerei und lauschen den einschmeichelnden Klängen dieser Märchen, die von Gefängen so anmutig und wunderbar unterbrochen werden.

Die Märchen geben ein Bild des arabischen Lebens aus sechs Jahrhunderten, und man meint oft, sie seien noch reicher und unerschöpflicher, als diese Jahrhunderte zusammen es gewesen sein könnten. Der gerechte Kalif und der seinen Lauenen blind gehörende Despot, der getreue Bezir und der falsche, hinterlistige, ränke spinnde Hofmann, das Walten des Sultans als oberster Gerichtsherr, seine Entscheidungen und Rechtsprechungen unter den Parteien, die Kämpfe um den Glauben, das Treiben der Bürger auf dem Markt beim Sklavenhandel, beim lärmenden Tausch und Feilschen um die Kostbarkeiten und Lebensmittel, das Leben im Harem und den öffentlichen Häusern der Lust, auf den Zügen der Karawanen durch die Wüste, auf den gefährlichsten und abenteuerreichen Fahrten durch das Meer, das Durcheinander von Christen, Juden, Feueranbetern und Gläubigen, das Treiben aller Handwerker, der Väder und Schlächter, Schuster und Schneider, der Fischer und Schiffer, der Lastträger und der Sklaven, alles ist geschildert und ausgeführt in immer neuen, immer farbenreichen Bildern mit unergleicher Treue, verblüffender und kühner Natürlichkeit, bald in klaren, wenigen und scharfen Umriffen, bald breit ausladend und inmitten des lebensstolsten Gewirrs.

Eben weil aber der Strom dieses Lebens viel breiter, mächtiger und getragener fließt als im Indischen, gibt es eine ganz neue, überraschende Wirkung, wenn auch dieser Strom mitten durch die Wunderreiche des Märchens uns führt und wenn Bergzaubereien und Verwandlungen, die tollsten Abenteuer, Geister und Dämonen in Ländern mit nie gesehenen Ungeheuern mit dem Menschen, die uns so sehr gleichen, ihr verwirrendes und belustigendes Spiel treiben.

Das Gelungenste bieten die Araber, wenn sie ganz eigene Erfindungen erzählen, und diese sind so bezeichnend, daß sie im Lande blieben und nicht wanderten. Wo hat ein Volk von sich selbst eine so liebenswürdige und köstliche Schilderung gegeben wie die Araber in ihrer Geschichte vom schwaghaften Barbier und seinen sieben Brüdern und von dem immer wieder getöteten und doch nicht toten Budligen! Die anderen Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, die uns als Repräsentanten der arabischen Märchenkunst gelten und die sogar in unsere Volksmärchen eindringen, haben die Araber von anderen Völkern übernommen und dann allerdings mit ihrem Geist und ihrer Kunst durchstränkt, die Geschichten von Aladdin und der Wunderlampe, die von Ali Baba und den vierzig Räubern, die vom Fischer und dem Geist, die vom sprechenden Baum und dem singenden Vogel, die von den neidischen Schwefelern und die vom Prinzen Akmat und der Fee Faribanu.

Es bleibt die unergängliche Bedeutung der Araber, daß sie die Märchen, die sie bei sich fanden und die sie von anderen Völkern übernahmen, mit ihrer Gabe der Erzählung zu ganz neuen Gebilden umschufen, deren schwelgerischer Reiz und deren berweisende und hingebend weiche, sinnhafte Kunst uns immer von neuem entzückt. Wir möchten es nicht für einen Zufall halten, daß gerade die Franzosen diese Kunst dem anderen Europa zeigten. Sie hatten das feinste Verständnis für die Grazie und Zärtlichkeit, für die Feinheit und Sinnenfreude, und für die grotesken Ausmalungen gerade dieser Märchen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

66 Prologe für Arbeiter feste von Ernst Preczang (Berlin, Buchhandlung Vorwärts 1911). Heinrich Heine, glaube ich, hat irgendwo über die Vereinsmeierei seiner deutlichen Landsleute gespöttelt: Wo drei zusammenkommen, gründen sie einen Verein. Ich weiß sehr wohl: des Dichters Spott galt spießbürgerlicher Strähwinklelei. Hätte ers erleben können, zu sehen, wie das soziale Proletariat von heute seine Feste feiert, er hätte Freude, daran gefunden. Allerdings — wir finden noch immer in mancherlei Schablonen, die ihre kleinbürgerliche Herkunft verraten. Ein beträchtlich Stück weiter sind wir aber doch schon geschritten. Und wenn wir allenthalben einem künstlerisch geleiteten Geiste noch mehr Einfluß gewähren, als es bis jetzt geschah oder möglich war, dann werden unsere Feste noch ganz anders aussehen. Ja, ich glaube, dann werde man auch der Prologe nicht mehr bedürfen, wenigstens nicht in der bisher überlieferten Gestalt. So lang aber die sozialistische Arbeiterschaft ihre bald verteidigende, bald angreifende Kampfstellung behaupten muß, wird sie der einmal erprobten Prologe nicht entbehren können.

Sammlungen solcher haben wir bereits mehrere gehabt. Manfred Wittich war es wohl zuerst, der vor 20 Jahren mit einem Büchlein eigener „Gelegenheitsgedichte und Prologe für Arbeiter feste“ hervortrat. Kurz danach wartete der Dresdener Genosse Ernst K l a a r mit einer Sammlung seiner Prologe für Arbeiter feste auf. Sie führen den Titel: „Worte der Weisheit“. Endlich hat auch Genosse Adolf H o f f m a n n ein Büchlein mit zweidienlichen Beiträgen verschiedener Autoren herausgegeben.

Nunmehr liegen 66 Prologe von Ernst Preczang vor. Der Unterschied ist klar erkennbar. Was früher erst im Keime lag: Der Ausbau der einzelnen Organisationen, ja die Arbeiter feste selbst — bei Preczang stehen beide im vollen Flor.

*) Aus dessen soeben erschienenen Buche „Das Märchen“ (Sammlung, Wissenschaft und Bildung, Band 96.) In Originalleinenband 1,25 M.

Der Dichter war von vornherein von dem Gefühl geleitet, daß er zu einer ungleich größeren Zahl von Verufen sprechen müsse, wenn er den Zweck, möglichst allen zu dienen, erfüllen wollte. Aus dem Inhalt wird das klar. Er gliedert sich 1. in Stiftungsfestprologe: für Parteivereine und Gewerkschaften; 2. in solche für bestimmte Berufe (321); 3. sind Prologe für Delegiertentage, Frauenfeste, Jugendfeiern, Bildungs- und Kunstvereine gegeben; dann folgen: Persönliche Gedenksprüche, Jahresfeste, Sängereisen. Endlich ward auch des Humors nicht vergessen, weil seiner jeder Mensch bedarf — wieviel mehr erst der Arbeiter, dem ach so wenig Sonnenfreude vergönt ward! Das befreiende Lachen: Preczang kann's lehren; denn er birgt in seinem Poetenherzen auch jene fröhliche Göttergabe. Daß so manches schöne Stück sich darunter findet, hierin scheint mir der Wert dieser Sammlung zu liegen.

Völkerrunde.

Die Zigeuner sind in ihrer Geschichte wie in ihren heute noch zahlreich vorhandenen Vertretern einer der interessantesten Bestandteile der Erdbevölkerung, und die auf ihre Erforschung insbesondere gerichteten Bestrebungen, die jetzt in einer eigenen Gesellschaft für Zigeunerkunde, deren Sitz sich in England befindet, vereint sind, haben in der kurzen Zeit ihres Bestandes eine lange Reihe fesselnder Arbeiten hervorgerufen und in ihrer Zeitschrift gesammelt. Die neueste Veröffentlichung beschäftigt sich mit der schwierigen Frage der Zigeunersprache. Zum erstenmal fand sich vor etwa 125 Jahren ein Gelehrter, der sich die größte Mühe gab, Aufkünden über die Zigeunersprache zu sammeln und durch ihre vergleichende Untersuchung zu bestimmten Schlüssen auf die Entstehung der Sprache zu gelangen. Damals wurde die Ähnlichkeit der Zigeunersprache mit gewissen indischen Dialekten festgestellt. Es fanden sich bald andere Arbeitskräfte, die sich der Erweiterung der Kenntnisse dieser Sprache widmeten und ganze Wörterbücher für sie anlegten. Immerhin blieben die damaligen Forschungen in vielen Punkten fehlerhaft und unvollständig, und noch heute bleibt in dem Gebiet der Zigeunerkunde noch viel zu tun. Die weite Verbreitung der Zigeuner und ihre mutmaßliche Beziehung zu verschiedenen Rassenelementen machte ihre gründliche Erforschung zu einer ungewöhnlich schwierigen Aufgabe. Ein weiterer Beitrag im neuesten Heft der Zeitschrift für Zigeunerkunde zeigt, daß man auch in Rußland für diesen Zweig der Forschung Interesse gewonnen hat. Im Herzen des europäischen Rußlands lebt eine stämmliche Zahl von Zigeunern, denen der Ethnologe Dobrowolski seine Aufmerksamkeit zugewandt hat. Diese Leute glauben fest an ihre Abkunft aus dem alten Ägypten und bezeichnen zum Beispiel den König Pharaos als den Erfinder des nützlichen Geräts, das sie noch heute in stand setzt, jedes Schloß öffnen zu können. Diese Zigeuner sind von anerkannter Wertung und Begabung und zeichnen sich jedenfalls innerhalb der Umgebung russischer Bauern in hohem Grade aus. Auffällig ist ihre ausgezeichnete Kenntnis des Sternenhimmels, die ihnen mittels eines ausgearbeiteten Systems zur Zeitbestimmung dient. Ihr beliebtestes Besitztum ist die Peitsche, die auch bei der Beschließung eine Rolle spielt. Ihr Gebrauch dabei bleibt aber harmloser Natur, und die Peitsche soll nur das Sinnbild für die Vertreibung böser Geister sein, die es auf das junge Paar abgesehen haben könnten. Allerhand Zauberei bildet überhaupt einen wesentlichen Bestandteil ihrer Sitten. Ihre Vielgötterei ist jetzt auch schon der Verehrung einzelner Götterbilder, die als Nationalheiligtum betrachtet werden, gewichen.

Physikalisches.

Die schwankende Erde. Physik und Astronomie sind recht schwierige Wissenschaften, und wenn Latenköpfe sich damit zu schaffen machen, neue Wege für diese Gebiete der Erkenntnis aufzustellen, kommen meist merkwürdige Dinge heraus. Gewöhnlich handelt es sich dann immer darum, durch die übertriebene Bewertung einer Tatsache den Gang großer Weltereignisse erklären zu wollen. Ein solcher Versuch wird wieder einmal von dem englischen Major Marriott gemacht, der dabei eine ältere Theorie wieder aufwärmt. Diese fußt auf nichts Geringerem als auf der angeblichen Entdeckung einer Schwankung der Erdoberfläche oder einer zweiten Art der Erdumdrehung. Unveränderlich ist nichts in der Welt, und so sind auch die Zustände der Erde einem Wechsel unterworfen, der sich allerdings in den meisten Beziehungen sehr langsam vollzieht. So ändert sich denn auch die Neigung der Erdoberfläche, mit andern Worten: die Schiefe der Ekliptik. Die Astronomen sollen nur darin irren, diese Schwankungen als geringfügig anzunehmen, sondern nach den neuen englischen Berechnungen sollen sie bis zu 12 Grad betragen, und das würde in der Tat genügen, sehr große Wechsel im Klima herbeizubringen. Diesen Schwankungen wird dann auch der zunehmende milde Charakter des Winters der letzten Jahre zugeschrieben. Die Schiefe der Ekliptik soll sich im Jahr um etwas mehr als 40 Sekunden ändern. Das ist immerhin nicht viel, weil dann 90 Jahre vergehen würden, ehe eine Aenderung um einen Breitengrad eingetreten ist. Major Marriott meint denn auch, die Wirkung werde sich so recht erst nach dem Jahre 2680 zeigen. In vergangenen Zeiten der Erdgeschichte würde dieser Vorgang aber bedeutsamer erscheinen und wird auch zur Erklärung der großen Eiszeit herangezogen, was aber nicht neu, sondern schon vor Jahrzehnten versucht worden ist.

Hygienisches.

Verhütung und Behandlung von Mückenstichen. Dr. Hoffmann in Koblenz empfiehlt als wirksames Mittel zur Verhütung der Mückenstiche einen alkoholischen Auszug aus dem bekannten Zacherlin. Die Herstellung ist sehr einfach. In einer Flasche wird der Boden etwa 1 Zentimeter hoch mit Zacherlin überschüttet, die Flasche dann mit 70 proz. Spiritus gefüllt und im Laufe von 1—2 Stunden mehrfach durchgeschüttelt, dann wird abfiltriert. Auf der Haut verursacht das Mittel eine ganz schwache, durchaus unauffällige Gelbfärbung, ein Geruch ist nur bei besonderer Aufmerksamkeit wahrnehmbar. Mit der Zacherlintinktur erzielte Dr. Hoffmann gute Erfolge, sie erwies sich für die meisten als vorzüglich wirksam. Leute, die vorher gerabezu aus jämmerlichste zerstoßen worden waren, hatten über keine Stiche mehr zu klagen. Besonders bei Kindern waren die Resultate sehr erfreulich. Meist schützte die Tinktur die ganze Nacht. Die Herstellung des Auszuges kann in jedem Haushalt vorgenommen werden. Bei Mückenstichen selbst sind Menthol und Thymol die besten Mittel. Man verwendet sie am besten als 3—5prozentige Tinktur. Der Stich wird damit betupft, das Jucken hört alsbald auf, gegebenen Falles tupft man nach einiger Zeit nochmals. Man kann beide Mittel als in Form von Kollodium anwenden. Dies kommt namentlich bei Stichen in Frage, die am Nacken sitzen, wo Kleidungsstücke scheuern, dadurch immer wieder den Juckreiz erneuern und zu neuem Kratzen auffordern. Hier bedarf es einer schützenden Bede. Noch besser als diese Mittel wirkt bei Mückenstichen das Naphthalan, eine dunkelbraune Masse von salbenartiger Konsistenz. Seine Wirkung ist ziemlich rasch, energisch und meist sicher. Dazu ist es sehr billig, daher berufen, auch in den breiteren Volksschichten Verwendung zu finden.

Geologisches.

Spuren der Eiszeit in und bei Berlin von Rektor Gustav Kalb. (Berliner Heimatbücher, Heft 1. 0,25 M.) In leicht verständlicher Sprache führt uns der auch sonst bekannte Rektor Kalb in die Theorien über die Entstehung des norddeutschen Flachlandes und speziell des Berliner Bodens ein. Ueberall knüpft er an jedem Berliner vertraute Flecken an und lehrt Berlin und seine Umgebung mit neuen Augen sehen. Durch zwei gute Karten wird das Bild, das uns K. zeichnet, noch anschaulicher. Zunächst ist das Büchlein wohl für reifere Schulkinder bestimmt; es bietet aber Anregungen und Genuß auch Erwachsenen, die sich über die Erdgeschichte ihrer Heimat unterrichten wollen. Die billige Preis erleichtert erfreulicherweise die Anschaffung. E. L.

Medizinisches.

Neue Forschungen über die Pest. Die Verhandlungen der Internationalen Pestkonferenz in Mukden haben eine ganze Reihe wichtiger neuer Resultate über die furchtbare Krankheit geliefert, die erst vor kurzem innerhalb weniger Wochen fünfzigtausend Menschenleben gefordert hat. Während der Pestepidemie selbst waren Zweifel daran geäußert worden, ob der Bazillus, der die Lungenpest hervorruft, auch wirklich derselbe sei, durch den die Bubonenpest entsteht. Durch die neuesten Forschungen ist aber ganz zweifellos festgestellt, daß Bubonen- und Lungenpest durch den gleichen Erreger hervorgerufen werden. Die Verschiedenheiten im Verlaufe der Krankheit rühren nur von der Verschiedenheit der Eingangspforte her, durch die die Krankheit in die Organe eintritt. Während die Bubonenpest durch Nagetiere auf den Menschen übertragen wird, wobei allerlei Ungeziefer den Vermittler bildet, wird die Lungenpest direkt von Mensch zu Mensch übertragen. Wie man während der Epidemie in der Mandschurei festgestellt hat, erfolgt die Übertragung durch den Auswurf aus den Lungen. Experimente haben ergeben, daß der Bazillus von Lungenpestkranken durch die gewöhnliche Atmung nicht übertragen wurde, sondern nur durch das Ausschütten aus den Lungen. Die Ansteckung kann aber durch die geringste, beim Ausschütten herausbeforderte Bazillennmenge, die nur mikroskopisch sichtbar ist, erfolgen. Der amerikanische Delegierte der Konferenz, Dr. H. B. Strong, hat Experimente angestellt mit den Tarbagans, diesen verhängnisvollen Angehörigen der Murmeltierfamilie, von denen die letzte Epidemie ausgegangen ist. Er infizierte zehn lebende Tarbagans mit Pestbazillen, und zwar sowohl unter der Haut als durch Einatmen. Die letztere Methode brachte die Lungenpest hervor, die erstere die Bubonenpest. Vielleicht die wichtigste Entdeckung wurde am letzten Tage der Konferenz gemacht und zwar mit Tarbagans, die zwei Wochen vorher infiziert worden waren, aber noch lebten. Sie wurden mit Chloroform getötet, und es stellte sich heraus, daß ihre Körper den Pestbazillus enthielten. In einem Falle war die Lunge infiziert, in allen Fällen zeigten Leber und Milz gelbe Knötchen. In diesen und in Abzessen wurden geringe Mengen des Pesterreger gefunden. Das Experiment bewies, daß der Tarbagan an der chronischen Form der Pestinfektion leiden kann, und die Bazillen lange Zeit mit sich trägt. Dr. Strong hält im Falle der Lungenpest den Schutz durch Gesichtsmasken für die wirksamste Vorsichtsmaßregel. Er und sein Assistent Dr. League verbrachten viele Stunden täglich unter den Kranken und kamen in enge Berührung mit ihnen, wobei sie nur solche Masken als Schutz trugen, die sie auch vor jeder Ansteckung behüteten.